

BARBARA LECIEJEWSKI

AM MEER
IST ES
SCHÖN

Roman

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**



List

Barbara Leciejewski
Am Meer ist es schön

BARBARA LECIEJEWSKI

AM MEER
IST ES
SCHÖN

Roman

List

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-471-36088-0

© 2025 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstr. 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Quadraat powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Philipp

Prolog

21. Juli 1969 | Die Nacht der Mondlandung

Die Sichel des Mondes leuchtete über die Wipfel der Bäume, weit weg, klein und doch so hell, dass ihr Schein die Schwärze der Nacht durchdrang. Wunderschön. Sie war geformt wie ein atmosphärisches kleines Z, das bedeutete zunehmender Mond, ein kleines A bedeutete abnehmender Mond. Das Mädchen wusste das, denn ihr Vater hatte es ihr erklärt. Von ihm wusste sie auch, dass genau in dieser Nacht zum ersten Mal Menschen den Mond betreten würden. »Das schauen wir uns an, Myszka«, hatte er ihr versprochen. »Im Fernsehen. Bis dahin bist du wieder daheim.«

Aber das war sie nicht.

Sie stand auf einem Stuhl am Fenster und blickte hinaus. An der Sichel des Mondes hielt sie sich fest. Da oben waren jetzt Menschen. Nur daran versuchte sie zu denken. Doch immer wieder glitten ihre Gedanken ab und wurden verschluckt von ihrer Angst.

Einmal, als sie noch ein paar Jahre jünger war, etwa fünf oder sechs Jahre alt, da hatte sie mit ihrer Familie einen Ausflug in den Frankfurter Zoo unternommen. Mit ihrer Mutter, ihrem Vater, ihrer großen Schwester und ihrem großen Bruder. Die Tiere waren in Käfigen oder Gehegen, es konnte ihr also nichts geschehen, und doch jagten sie ihr Angst ein. Sie stellte sich vor, die Gitter wären plötzlich verschwunden und sie stünde einem Tiger oder einem Löwen schutzlos gegenüber. Sie würden sie ansehen

mit ihren großen, ernsten Augen und einem einzigen Gedanken: Fressen. Ihr Herz hämmerte so fest gegen ihre Brust, als steckte es ebenfalls in einem Käfig, aus dem es fliehen wollte, genau wie die wilden Tiere. Ganz fest hatte sie sich damals an die Hand ihrer Mutter geklammert.

»Spätzchen, was ist denn los? Sieh mal, der Löwe!« Die Mutter hatte sich zu ihr herabgebeugt und gelächelt. Die Eltern hatten geglaubt, sie würden ihr eine Freude machen, und sicher gab es Kinder, denen ein solcher Tag im Zoo gefallen hätte. Aber bestimmt gab es auch andere Kinder, so wie sie, die sich vor den großen Raubtieren fürchteten und davor, gefressen zu werden. Es konnte doch nicht sein, dass es ihr allein so ging. Sie war froh gewesen, als sie wieder zu Hause war. In Sicherheit.

Jetzt, etwa drei Jahre später, auf diesem Stuhl, befiel das kleine Mädchen eine ganz ähnliche Angst wie damals, nur noch schlimmer, weil sie realer war.

Sie stand auf dem Strafstuhl. Der Stuhl stand dicht am Fenster hoch oben im Turm, damit man den anderen Kindern beim Spielen zuschauen konnte und sah, was man verpasste. Tagsüber. Allerdings lagen die anderen Kinder jetzt in ihren Betten und schliefen. Nur Susanne nicht. Seit Stunden stand sie auf dem Stuhl. Hinsetzen war nicht erlaubt. Doch ihre Knie begannen zu zittern, nicht einmal der Mond oder der Gedanke an die Menschen da oben konnten sie noch ablenken. Und irgendwann war die Erschöpfung größer als die Angst, sie musste sich hinsetzen, sie konnte nicht anders. Sie würde achtgeben und gleich wieder aufstehen, wenn eine der Tanten zum Kontrollieren kam. Wenn sie kam.

Aber sie war so leise wie eine Raubkatze, und auf einmal stand sie neben dem Kind. Wie ein Schatten.

1

Mittwoch, 23. Mai 2018

Ihr eigener Schrei weckte sie auf. Ihre Hand fuhr unter die Decke, unter ihr Gesäß, tastete hektisch das Laken ab. Sekundenlang hielt sie die Luft an, und erst als ihr bewusst wurde, wo sie war, atmete sie erleichtert auf, und ihr schreckensstarrer Körper entspannte sich.

Es war derselbe Traum, der Susanne Lach immer wieder einholte, egal, wie viel Zeit verging, egal, wie alt sie wurde. In den ersten Jahren hatte er sie so oft gequält, dass sie sich irgendwann vor dem Einschlafen gefürchtet hatte. Ständig war sie übermüdet gewesen, weil sie versucht hatte, wach zu bleiben. Unzählige Bücher hatte sie in jenen Nächten gelesen, Bücher, für die sie damals eigentlich noch zu klein war. Sie wollte nicht mehr klein sein, sie wollte die Welt der Erwachsenen verstehen, wollte begreifen, wie manche von ihnen zu Monstern werden konnten, die in der Nacht als Albtraum kleine Kinder heimsuchten.

Sie hatte keine Antwort gefunden.

Als sie ein Teenager wurde, noch immer übermüdet, aber klug von den Büchern, aufmüpfig, entschlossen, anders zu werden, wehrhaft – da hatte sich der Traum nicht mehr so oft an sie herangewagt. Noch seltener war er erschienen, seitdem sie ausgezogen war, weg von ihrer Familie, die froh war, die schwierige jüngste Tochter los zu sein. Sie jobbte, machte dies und das, war rund um die Uhr beschäftigt, war fleißig ohne Ziel. Mal hatte sie einen

Freund, mal keinen. Doch manchmal, wenn sie nachts allein war und an nichts Böses dachte, nicht gewappnet war gegen das böse Gesicht, das plötzlich neben ihr auftauchte, so nah, dass sie den faulen Atem roch, da war sie wieder ausgeliefert, so wie früher. Und sie war wieder klein und ängstlich und wollte etwas sagen und brachte keinen Ton hervor. Bis sie sich selbst schreien hörte und davon aufwachte. So wie jetzt.

»Mama?!« Julia kam herein, blieb an der halb offenen Tür stehen und sah ihre Mutter besorgt an.

»Schon okay, Juli«, sagte Susanne und zwang sich zu lächeln, denn nur wenn man lächelte, war es wirklich okay.

»Hast du wieder geträumt?«

»Ja.«

»Und du weißt wieder nicht, wovon?«

»Nein, wieder nicht.«

Sie log, denn sie wollte nicht darüber reden. Konnte es nicht.

»Das ist aber oft in letzter Zeit«, fand Julia. Sie hatte recht. Seit Susannes Mutter im Pflegeheim war und sie sie dort regelmäßig besuchte – besuchen musste –, träumte sie wieder öfter.

»Kann sein.«

Julia knabberte nachdenklich an ihrem Daumnagel. »Wollen wir frühstücken?«

»Wie spät ist es?«

»Sechs Uhr.«

»Oje! Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe.«

Julia zuckte mit den Schultern. »Macht mir nichts aus. Ich koche uns jetzt einen Kaffee, und dann setzen wir uns auf den Balkon und schauen in die Welt«, sagte sie leichthin. Und schon war sie weg.

Unter der Dusche wusch sich Susanne den Angstschweiß von der Haut. Als sie zehn Minuten später die Küche mit dem angrenzenden Minibalkon betrat, wartete auf dem kleinen Tisch eine

Tasse Kaffee auf sie, und Julia schaute bereits in die Welt. Susanne setzte sich dazu und schaute und schwieg und verdrängte den Traum und genoss die Ruhe und ihren Kaffee.

Ihre Gedanken glitten über die Straße und über die Bäume auf der anderen Seite. Über die Isar, weiter durch die Stadt bis in die Wohnung, die sie am Abend zuvor so spät verlassen hatte. Eine schöne Wohnung. Aufgeräumt. Er hatte eine Putzfrau. Seit der Scheidung. Dass er geschieden war, hatte er ihr schon zehn Minuten nach dem Kennenlernen erzählt. Anwalt in einer Großkanzlei mit seinem Namen auf dem Schild. Das hatte er als Zweites angemerkt. Ganz nebenbei. Guter Anzug, kultiviert, Opernkenner, Weinkenner, Fleischesser. »Aber nur aus guter Haltung«, hatte er versichert. Er verkörperte alles, was für sie nicht infrage kam. Sie hatten einen schönen Abend verbracht. Den zweiten schönen Abend, den ersten in seiner Wohnung. Kein Sex.

Susannes träge Gedanken kreisten gerade um die Frage, ob es ein Fehler gewesen war zu gehen, da klingelte ihr Handy auf dem Küchentisch, es war noch nicht sieben. Um diese Uhrzeit konnte das nur ein Notfall sein und wahrscheinlich der naheliegende. Ahnungsvoll nahm sie den Anruf entgegen.

»Lach.«

»Kammerbauer, Seniorenresidenz Abendrot. Frau Lach, ich denke, Sie sollten kommen, Ihrer Mutter geht es seit gestern sehr schlecht. Wir gehen leider vom Schlimmsten aus.«

• • •

Alles an Luise Lach war weiß, Haut, Haare, Lippen, die Lider über ihren einst leuchtend türkisfarbenen Augen waren geschlossen.

Auch die Bettdecke war weiß, die Wände sowieso. Eine Grünpflanze stand auf dem Fensterbrett. Immerhin.

Susanne erinnerte sich an fruchtlose Versuche, das Zimmer

ihrer Mutter im Pflegeheim ein wenig bunter und freundlicher zu gestalten. Zum sechsundachtzigsten Geburtstag vor über einem Jahr hatte sie ihr ein hübsches rotes Fotoalbum geschenkt. Stundenlang hatte sie alte Fotografien zusammengesucht, sorgfältig hineingeklebt und beschriftet. Ihre Mutter hatte sich bedankt, das Album kurz betrachtet und anschließend sorgfältig weggeräumt. Bilder zum Aufhängen wollte sie nicht. Und inzwischen war es auch egal. Es schien nicht so, als würde die alte Frau noch allzu viel wahrnehmen. Beim letzten Besuch ihrer ältesten Tochter Edith hatte sie diese für ihre eigene Mutter gehalten, wobei Susanne zum ersten Mal auffiel, dass tatsächlich eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen ihrer älteren Schwester und der längst verstorbenen Großmutter Ilse bestand.

Edith wohnte in der Nähe von Stuttgart und kam nur selten nach München, und auch Wolfgang, der gemeinsame Bruder, den es nach Bochum verschlagen hatte, fand den Weg nicht allzu oft.

»Haben Sie meinen Geschwistern auch Bescheid gegeben?«, hatte Susanne die Pflegedienstleiterin bei deren Anruf am frühen Morgen gefragt.

»Wir dachten, wir rufen zuerst einmal Sie an, weil Sie ja in der Nähe sind, und Sie geben es dann weiter.«

Natürlich. Susanne war in der Nähe.

»Ein Heim in der Nähe von einem von uns wäre das Beste«, hatte Edith vor zwei Jahren erklärt, als unwiderruflich feststand, dass ihre zunehmend demente Mutter nicht mehr allein in ihrem Haus in Rheinland-Pfalz zurechtkam. »Alles andere ergibt gar keinen Sinn. In der Pfalz hat sie doch keinen mehr.«

Es war absolut vernünftig, was Edith vorschlug, darin waren sich die Geschwister einig, doch Edith hatte schon viel weiter gedacht.

»Ich habe mich schon mal umgesehen, in München gibt es ein ganz hervorragendes Heim«, hatte Edith geschwärmt. »Und stellt

euch vor, die hätten sogar noch einen freien Platz, ein schönes Einzelzimmer, ab sofort.«

Wo es doch so schwierig sei, einen Platz in einem Pflegeheim zu bekommen, die Wartelisten seien schier endlos. Sie habe bereits dort angerufen und sicherheitshalber alles in die Wege geleitet. »Es ist zwar nicht billig, aber Harald und ich würden die Kosten übernehmen«, schloss sie mit einem nicht zu schlagenden Argument.

München! Susannes Wohnort. Ungeachtet der Tatsache, dass sie diejenige unter den Geschwistern war, die das mit Abstand schlechteste Verhältnis zur Mutter hatte. Aber das war für Ediths Überlegungen ohne Bedeutung.

Wolfgang, dem es immer recht war, wenn andere die Zügel in die Hand nahmen und er möglichst unbelastet blieb, murmelte »Ist doch wunderbar«.

Susanne schwieg.

»Susanne? Was meinst du?«, fragte Edith sie direkt.

Ich meine, dass das eine ganz, ganz blöde Idee ist, hätte Susanne am liebsten geantwortet.

»Wie sieht's denn bei dir in Stuttgart aus?«, war ihr hoffnungsloser Versuch, die Pläne der Schwester zu durchkreuzen.

»Ganz schlecht. Mies«, erklärte Edith postwendend. »Ich habe mich natürlich umgehört, aber die Seniorenresidenz Abendrot in München hat alles bei Weitem übertroffen, was in Stuttgart frühestens in ein paar Monaten zu haben gewesen wäre. Und du willst Mama doch nicht irgendwo unterbringen, nicht wahr?!«

Das Wort »irgendwo« klatschte sie Susanne buchstäblich ins Gesicht. Sterben im Irgendwo war das Schlimmste.

Susannes Aufmerksamkeit jedoch hatte sich an einem ganz anderen Wort festgehakt: Abendrot.

Morgentau.

»Ich würde sie da nicht hinbringen«, hatte sie gesagt, ohne dass sie sich zurückhalten konnte.

Edith war irritiert. »Wohin nicht?«

»In dieses Heim. Abendrot.«

»Und warum nicht? Was spricht dagegen?«

Der Name, hätte sie sagen müssen. Solche schönen Namen gaukelten einem etwas vor. Plötzlich war Susanne ganz sicher, dass diese Seniorenresidenz Abendrot sich als Irgendwo herausstellen würde, und das wollte sie ihrer Mutter, auch wenn sie sich nicht gut verstanden, nicht antun.

»Also, sag schon: Warum nicht?«, forderte Edith eine Antwort.

Natürlich konnte Susanne es nicht erklären. »Schon gut«, gab sie sich geschlagen.

Seitdem besuchte sie ihre Mutter wöchentlich in diesem Heim, hörte sich ihr Jammern an, ihre Vorwürfe, die Kritik an ihrer Kleidung und daran, dass Susanne keinen Mann hatte, wohl aber ein Kind. Dass dieses Kind, ihre liebenswerte Enkelin Julia, inzwischen schon fünfundzwanzig Jahre alt war und ebenfalls häufig zu Besuch kam, spielte keine Rolle. Zeit war ein Wort, das für Luise Lach schon längst keinen Inhalt mehr besaß. Vor einem Jahr, vor fünfzig Jahren, gestern, morgens, abends, vorhin, später, alles geriet in ihrem Kopf durcheinander. Alter hatte keine Bedeutung. Es war Susanne, die sich mit diesem anstrengenden Wirrwarr auseinandersetzen musste, nicht ihre Geschwister.

Vorbei, dachte sie jetzt, als sie ihre Mutter so daliegen sah, so bereit für das Ende. Wie viele Atemzüge blieben ihr noch, wie viele Herzschläge?

»Mama liegt im Sterben.«

Damit hatte Susanne ihre Schwester bei ihrem frühmorgendlichen Anruf begrüßt. Als wollte sie ihr mit dieser brüskten Eröffnung die zwei Jahre, die sie bei ihrer Mutter verbracht hatte und Edith in Stuttgart, heimzahlen. Doch alles, was sie damit erreichte, war die eigene schlagartige Erkenntnis über die End-

gültigkeit dieser Worte, den bevorstehenden Tod der Mutter. Unversehens war sie in Tränen ausgebrochen. Edith ebenfalls. Die Schwester versprach zu kommen, nur müssten sie und ihr Mann Harald sich am selben Tag noch mit jemandem treffen, einem potenziellen Käufer ihrer Firma, das sei unaufschiebbar. Am nächsten Tag, ganz sicher. Sie wolle sich doch auch verabschieden. Es war Edith peinlich, Susanne konnte es hören. Firmenverkauf gegen Muttertod. Doch inzwischen tat es ihr leid, dass sie Edith so überfallen hatte, und so versicherte sie ihr, dass es in Ordnung sei.

Als Nächstes, nach einem Moment, in dem sich Susanne erst fangen musste, der Bruder. Wolfgang.

»Lach«, tönte es dumpf und schwer aus dem Hörer. Schon immer hatte ihr Bruder diese dumpfe, schwere Bassstimme gehabt. Man dachte unwillkürlich an einen massiven Felsbrocken, der seit Jahrtausenden unverrückbar an derselben Stelle ruhte. Man sah ihm den Sportlehrer nicht an. Den Englischlehrer hätte man ihm eher abgenommen, wäre da nicht sein gruseliger Akzent gewesen. Wolfgang lachte selbst darüber. Er war ebenso gutmütig wie phlegmatisch, ohne den geringsten Ehrgeiz oder Ideale. Sein Leben mochte er bequem.

»Auch Lach«, sagte Susanne. »Hallo Wolfgang.«

»Ist was mit Mama?«, fragte er sofort.

»Das Heim hat angerufen, es geht zu Ende, sagen sie.«

»Oh mein Gott!« Es klang weniger entsetzt als vielmehr wie die resignierte Reaktion auf eine Nachricht, mit der man schon lange gerechnet hatte.

»Kannst du kommen?«, fragte Susanne.

»Natürlich. Morgen oder übermorgen, wenn ich ... Herrje!«

»Was ist?«

»Die Abiturarbeiten! Ich bin ein bisschen hintendran, weil Carla kürzlich im Krankenhaus war.«

»Oje! Schlimm?«

»Fuß gebrochen. Komplizierter Bruch. Da habe ich die Korrekturen ein bisschen schleifen lassen, ich dachte, ich hätte noch genug Zeit, aber jetzt ...«

Susanne hörte, wie er sich wand, er, der es gewohnt war, jeder Form von Druck aus dem Weg zu gehen.

»Du kannst auch hier korrigieren, wir sind ja nicht die ganze Zeit an Mamas Bett. Danke ich.«

»Ja«, sagte er grübelnd. »Ich komme. Morgen. Ich versuche, heute noch so viel wie möglich zu schaffen. Sind ja zum Glück Pfingstferien.«

»Mach, wie du denkst. Nicht, dass deinetwegen noch einer durchs Abi fällt.« Susanne lachte leise, nahm ein wenig Druck von ihm weg. Mehr konnte sie nicht für ihn tun.

»Nein, nein«, beeilte er sich und lachte ebenfalls bemüht. »Ich komme. Ich komme auf jeden Fall.«

»In Ordnung. Bis dann, Wolfgang.«

Sie legte auf und war sicher, dass ihr Bruder in ein oder zwei Minuten, wie immer mit etwas Verspätung, von seinen Emotionen überwältigt in Tränen ausbrechen würde. Aber nur, wenn ihn keiner sah.

»Edith und Wolfgang kommen auch«, sagte Susanne leise zu ihrer schlafenden Mutter. Vielleicht konnte sie es hören oder spüren. Vielleicht freute sie sich darüber.

Die Tür ging auf. Julia kam herein, sie trug zwei Kaffeetassen und hatte eine Zeitung unter den Arm geklemmt. Die braunen Haare fielen ihr ins Gesicht, zwischen den Zähnen hatte sie einen Donut, der mittlerweile so von Spucke durchweicht war, dass er ihr aus dem Mund rutschte.

»Scheiße!«, fluchte sie.

»Julia!«, mahnte Susanne und schnalzte mit der Zunge.

»Die hatten da vorn kein Tablett.« Julia stellte die Tassen auf den Nachttisch neben dem Bett, hob den Donut auf und biss herzhaft hinein. »Magst du?«, nuschelte sie mit vollem Mund. Sie hielt ihrer Mutter das angebissene runde Teil vor die Nase, Susanne wandte angeekelt den Kopf ab und musste lachen. Julia ähnelte so sehr ihrem Vater. Das Mädchen hatte ihn nie gesehen und wusste praktisch nichts von ihm, aber hätten die beiden irgendwann zufällig in einem Café an einem Tisch gegessen, weil sonst keiner frei gewesen wäre, sie hätten einander unweigerlich erkannt. Die Art, wie sie lachten, redeten, gestikulierten. Als Julia etwa neun Jahre alt gewesen war, hatte sie sich beim konzentrierten Nachdenken über eine Schulaufgabe zum ersten Mal auf die Unterlippe gebissen und dabei die Mundwinkel so weit auseinandergezogen, dass man die obere Zahnreihe sehen konnte und ihre Augen zu schmalen Schlitzen wurden. Schön hatte das nicht ausgesehen. Aber nicht deswegen war Susanne damals die gute Porzellanschüssel aus den Händen gefallen, die ihr die Großmutter mit den strengen Worten »Pass gut darauf auf, die hat einen Goldrand« geschenkt hatte. Nein. Genauso hatte Julias Vater immer ausgesehen, wenn er intensiv über etwas nachgedacht hatte. Susanne stellte sich vor, die beiden würden einander in jenem imaginären Café gegenüber sitzen, denken: Moment mal, irgendwas an der, irgendwas an dem kommt mir bekannt vor. Dann würden sie sich gleichzeitig auf die Unterlippe beißen, die Mundwinkel auseinanderziehen, die Zähne blecken und die Augen zusammenkneifen. Und dann wüssten sie es.

Manchmal wünschte sie sich, dass es diese zufällige Begegnung geben würde. Dass sie es ganz allein herausfinden würden und Susanne nur noch reumütig den Kopf einziehen und zu allem nicken müsste. Und manchmal sah sie sich selbst so daliegen wie ihre Mutter jetzt: alt, krank, unfähig, sich noch mitzuteilen, wissend, dass sie die Wahrheit mit ins Grab nehmen würde. Viel-